

Pädagogische Hochschule in Duisburg auf dem Weg zur Gesamthochschule

Helmut Schrey

Wenn ich das Gesamtprogramm richtig verstanden habe, so sollte ich mich in unser Symposium so einfügen, dass ich vor allem den Übergang der Pädagogischen Hochschulabteilung Duisburg zur Gesamthochschule in den Mittelpunkt stelle. Dabei soll dann auch das Hochschulgebäude, das vor exakt 40 Jahren bezogen wurde, nicht zu kurz kommen. Im gegebenen Fall kommen jedoch die lange Zeit nicht verwirklichten Bauten der im Jahr 1972 gegründeten Gesamthochschule, wie Sie noch sehen werden, immer wieder mit in den Blick.

Leider stehen wir darüber hinaus vor einem gewissen Problem. Es wird nämlich nicht zu vermeiden sein, dass ich unverschämt häufig von mir selber spreche. Gehöre ich doch zur ersten Generation derer, die in das damals brandneue Gebäude eingezogen sind, wurde darüber hinaus schon nach zwei Jahren zum Dekan der Abteilung Duisburg der damaligen Pädagogischen Hochschule Ruhr gewählt und letztlich dann nach zwei weiteren Jahren der erste Gründungsrektor der neu gegründeten Gesamthochschule Duisburg. Das war nur durch den Umstand möglich geworden, dass ich kurz nach meiner Wahl zum Dekan einen Ruf an eine Universität (übrigens noch nicht einmal auf eine fachdidaktische Professur) abgelehnt hatte, was zur Folge hatte, dass man mir im Wissenschaftsministerium bei den nun fällig gewordenen Bleibeverhandlungen sehr weit entgegen kam und zudem die Zusicherung machte, in Duisburg warte noch eine interessante Aufgabe auf mich, der ich mich nicht entziehen dürfe. Man sprach damals allgemein von neu zu gründenden Universitäten, die allerdings ursprünglich Erziehungswissenschaftliche Universitäten sein sollten und sozusagen als die dritte Säule neben den normalen Universitäten und den Technischen Hochschulen vorgesehen waren. Mich reizte die Aufgabe und ich lehnte folglich den Ruf nach Trier-Kaiserslautern ab.

Dass mich diese Aufgabe reizte, lag nicht zuletzt auch daran, dass ich die Stadt Duisburg, vor allem auch ihren Kulturdezernenten Fritz Holthoff persönlich gut kannte und schon seit Jahren bürgerschaftliches Mitglied des einschlägigen Ratsausschusses war. Ich würde also nach der Gründung der geplanten Hochschule das Binnenklima des Rates der Stadt ohne Schwierigkeiten erkunden, in gewissem Umfang auch beeinflussen können. Hinzu kam, dass ich vor einigen Jahren als Hilfsreferent (für Waldorfschulen) dem damaligen Kultus-

ministerium angehört hatte und dabei in einen gewissen Arbeitskontakt, mehr aber wohl in einen politischen Kontakt zum damaligen Mit-Referenten Schnoor kam, der dann zuerst unter Minister Rau Staatssekretär später Innenminister werden sollte. Was aber den Wissenschaftsminister Rau selber betraf, so war ich ihm über die gemeinsame evangelische Jugend- und Schülerarbeit seit Jahren freundschaftlich verbunden.

In der Zeit, in der die Konzeption der Gesamthochschule erst undeutlich (übrigens durchaus nicht nur in Nordrhein-Westfalen, sondern im gesamten Bundesgebiet) am Horizont zu erkennen war und man noch auf die Erziehungswissenschaftliche Universität zusteuerte, wurde mir folgendes teils bedrückende, teils eher ergötzliche Erlebnis zuteil, das mir überraschende Einblicke in die Einschätzung der Lehrerausbildung durch die traditionellen Universitäten bot.

Mittlerweile war Holthoff Kultusminister geworden, war aber im Dienst schwer erkrankt. In dieser Situation gelang es dem für den Wissenschaftsbereich zuständigen seiner beiden Staatssekretäre, dem renommierten ursprünglich Bochumer Philosophieprofessor Hermann Lübbe, den damaligen Ministerpräsidenten Kühn davon zu überzeugen, dass es ratsam sei, dass er selber als Ministerpräsident offiziell das Wissenschaftsressort übernehme. Faktisch hatte Hermann Lübbe damit nun freie Hand. Ich kannte auch ihn persönlich recht gut, war von ihm sogar einmal darum gebeten worden, ihm eine Art von Privatunterricht über das ihm bisher gänzlich unbekannt, mit Sicherheit aber nicht wirklich ernst genommene Phänomen jener Hochschulen zu erteilen, die nun schon bald zu Erziehungswissenschaftlichen Universitäten umgestaltet werden sollten.

Eine der Folgen dieser Privatstunden war vermutlich meine Berufung in eine Kommission, in der eine Aufgabenverteilung zwischen den überlieferten und den neuen Erziehungswissenschaftlichen Universitäten vorbereitet werden sollte. Es handelte sich um eine insofern gemischte Kommission, als ihr sowohl Vertreter der Universitäten als auch der Pädagogischen Hochschulen angehörten. Allerdings waren die Vertreter der Universitäten in erdrückender Mehrheit. Seltsamerweise befand sich unter ihnen kein einziger Vertreter der Technischen Hochschulen.

Die Verhandlungen begannen in ungewöhnlich freundlicher Atmosphäre. Das war auch kein Wunder, waren sich doch die Universitätsvertreter anfangs darin einig, alles das abzustoßen, was sie nicht für ausreichend „wissenschaftlich“ hielten. Dazu aber gehörte in ihren Augen vor allem die Ausbildung von Realschullehrern. Das Klima wurde allerdings von einem Tag auf den anderen geradezu eisig, als die Universitätsvertreter auf dem Wege über die Befragung ihre Statistiker herausgefunden hatten, dass auf diese Weise einige ihrer Leh-

rer Ausbildungsfächer auf etwa die Hälfte der Studentenzahl herabsinken werde. Besonders katastrophal würde sich dann die Lage etwa der Bochumer Germanistik darstellen, aber auch der Anglistik, zweier Massenfächer also. Schlagartig und mit bezeichnender Verspätung wurde den Universitätsvertretern klar, dass die Existenz ihrer Fächer, damit aber auch ihrer Personen- und Sachhaushalte unmittelbar mit Bereichen zusammenhing, die sie bisher in der Kommissionsarbeit als „unwissenschaftlich“ abgetan hatten. Plötzlich verteidigte man nun deren hochgradige Wissenschaftlichkeit und war folglich nicht bereit, sie an die neuen Universitäten abzutreten. Man machte sich in Windeseile an einen entsprechenden Kommissionsbericht, der schon in der nächsten Sitzung verabschiedet und dann dem Ministerium überreicht werden sollte. Es gab damals nur eine einzige Gegenstimme: meine eigene. Darüber hinaus kündigte ich ein Minderheitsgutachten an.

Womit der eher ergötzliche Teil beginnt. Zwei Tage später erhielt ich nämlich in meiner damals noch recht popeligen Duisburger Wohnung den (übrigens unangemeldeten) Besuch des Staatssekretärs. Der beknetete mich mit nahezu allen Mitteln, dem Bericht der Kommission zuzustimmen, nicht ohne durchblicken zu lassen, dass meine Weigerung gewisse Konsequenzen hinsichtlich meiner weiteren Laufbahn haben könnte (Folterwerkzeuge wurden allerdings nicht angewandt). Ich ließ mich nicht erweichen. Lübke musste abziehen. Er dürfte mir das nie verziehen haben.

Der Bericht wurde letztlich nun doch nicht offiziell erstattet. Immerhin war das Konzept der Gesamthochschule nun dabei, das der Erziehungswissenschaftlichen Universitäten zu verdrängen, anfangs bundesweit. Nach einer Landtagswahl wurden das Kultur- und das Wissenschaftsressort getrennt, Johannes Rau wurde Wissenschaftsminister. Sein Staatssekretär wurde Herbert Schnoor, der übrigens originellerweise ein Schulkamerad von Lübke gewesen war. Lübke selber zog sich zurück auf eine Professur an der Universität Bielefeld, um schon bald an die Universität Zürich zu wechseln. In der Schweiz traf ich ihn einmal mit Ehefrau und Hund in Sils Maria (nicht im dortigen Waldhotel: ich wohnte bescheidener). Wir haben es damals dabei bewenden lassen, uns schräg aus den Augenwinkeln zur Kenntnis zu nehmen. Mehr war nicht drin. Verständlicherweise. Zumal er wusste, dass ich nunmehr Gründungsrektor einer jener Gesamthochschulen war, die er ebenfalls wissenschaftlich nicht ernst nahm und folglich verachtete.

Aber zurück zum hochschulpolitischen Verlauf der Dinge. Als an die Stelle der geplanten Erziehungswissenschaftlichen Hochschule die Gesamthochschule getreten war, sollte sich für mich der Umstand als nützlich erweisen, dass die zu integrierende Fachhochschule Duisburg, die vor Kurzem noch in die Fachhochschule Düsseldorf eingegliedert worden war, zwecks Integration in die

neue Hochschule nunmehr wieder als selbständige Fachhochschule gegründet werden musste. Dazu bedurfte es eines Gründungsausschusses, in den mich das Ministerium delegierte, so dass ich mich am Gründungstag der Gesamthochschule Duisburg auch hier nicht auf gänzlich unbekanntem Gelände befand.

Ganz davon zu schweigen, dass ich über meinen Rotary Club auch einen indirekten Zugang zu jenem Club Raffelberg hatte, der später die bauliche Verwirklichung der Gesamthochschule auf Jahre verzögern sollte. Er hatte nämlich einen Mietvertrag mit der Stadt, der ihm auf Jahre das vorgesehene Baugelände zusicherte und – was für Sie im Augenblick vielleicht besonders interessant sein mag – auch das Gerhard Mercator Haus, in dem wir uns im Augenblick befinden. Wir tagen nämlich in dessen allerdings durchgehend renoviertem ehemaligen Clubhaus. Der Club weigerte sich – wie ich meine übrigens nicht ganz unverständlicherweise – aus dem Vertrag auszusteigen.

Das sollte schon bald zu einer äußerst gefährlichen Situation der Hochschule führen. Dem Land war nämlich inzwischen das Geld ausgegangen. Infolge der mannigfachen Verbindungen, die ich in den Raum der Politik, nicht zuletzt aber auch zu den betreffenden Ministerien (Wissenschafts- und Finanzministerium) hatte, wusste ich, dass für Duisburg vorgesehene Finanzmittel längst nach Aachen flossen. Man hatte sich nämlich bei Planung und Bau des dortigen gigantischen Klinikums kräftig verkalkuliert. Eine meiner Aufgaben als Gründungsrektor sollte leider nun darin bestehen, die volle Wucht der Gefahr nicht allzu sichtbar werden zu lassen. Gänzlich leugnen ließ sie sich natürlich nicht, schon allein deshalb nicht, weil verbindliche Berufungszusagen in einigen Fällen (vor allem der technologischen Disziplinen) erst mit einer zehnjährigen (!) Verspätung eingelöst werden konnten. Immerhin: die Arbeitsmoral blieb gewahrt.

Rückblickend kann ich nur Respekt vor jenem Maß an Disziplin empfinden, das damals auf allen Stufen der Hochschule anzutreffen war. Und dabei befand man sich gleichzeitig in der Hochblüte der Studenten- und Mittelbau-Unruhen. Gerade auch die Studenten hatten unter eigentlich unzumutbaren Verhältnissen zu studieren. Es ist gewiss nicht so, als sei in Duisburg damals alles ruhig und harmonisch geblieben. Ganz im Gegenteil. Aber ich habe nie an einen Polizeieinsatz auch nur von Ferne denken müssen. Das hatte mannigfache Gründe. Auf die werde ich später noch kommen. Sie hatten – natürlich nicht ausschließlich – auch mit meiner eigenen hochschulpolitischen Vergangenheit zu tun. In erster Linie allerdings wohl doch mit der Mentalität niederrheinischer und dann auch noch Duisburger Studenten. Immerhin dürften Sie jetzt verstehen, weshalb es für mich schwierig ist, um meine eigene Person herumzukommen. Betrachten Sie es nicht als allzu aufdringlich. Es liegt in der Sache.

Ich war übrigens der einzige Gründungsrektor, der „von Innen“ kam. Die übrigen vier hatten allesamt auf dem Wege über bundesweite Ausschreibungsverfahren gewonnen werden müssen. Was übrigens zu entsprechenden Gehaltszusagen führte, von denen ich damals nur träumen konnte. Eines Tages wurde es mir denn doch zu dumm. Ich musste erst einen Ruf auf eine Universität außerhalb Nordrhein-Westfalens vorweisen können, um in neue Verhandlungen eintreten zu können. Kriegen Sie aber als aktiver Gründungsrektor mal einen Ruf!

Nun ja, es kamen zwei, von Augsburg und von Kassel, die ich beide selbstverständlich abgelehnt habe. Es mag durchaus sein, dass die beiden Universitäten damals meine Taktik durchschaut und ohnedies mit meiner Ablehnung gerechnet haben. Sie hatten jedenfalls Verständnis, und ich blieb ihnen erspart. So konnte ich endlich mit meinen Kollegen gleichziehen. Aber das nur nebenbei.

Doch ich sollte diesen reichlich subjektiven Teil meines Vortrages beenden und zu dem übergehen, um das es schließlich in erster Linie geht, nämlich zu den vor 40 Jahren neu bezogenen Gebäuden hier in Duisburg. Auch damals schon hatte es einen lebhaften Standortwettbewerb zwischen einigen Städten gegeben. Hauptkonkurrent Duisburgs war Düsseldorf. Wenn letztlich doch Duisburg erfolgreich aus dem Wettbewerb hervorging, so lag das vor allem an den unermüdlichen Bemühungen des damals noch Kettwiger, dann Duisburger Kollegen, des Theologen *Heinz Kremers*. Es ist davon auszugehen, dass er dabei auch an die alte Universität Duisburg gedacht hat, die ursprünglich als reformierte Hochschule angelegt war.

Man legte in Duisburg großen Wert darauf, an die Tradition der alten Universität anzuknüpfen. Das hat sich aber gewiss nicht in erster Linie auf deren konfessionellen Status bezogen, zumal die damals noch evangelische Duisburger Hochschulabteilung schon bald ihre konfessionellen Fesseln abzustreifen bemüht war, übrigens ganz im Gegensatz zu ihrer Essener Schwester, die an ihrem römisch-katholischen Status verbissen festhielt, unterstützt vom zuständigen Ruhrbischof. Die Kirchenleitung der Rheinischen Landeskirche dagegen ließ der Hochschule, die ja schließlich in strengem Sinne gar nicht einmal „ihre“, sondern eine Hochschule des Landes war, gewähren.

Neben dem von mir eben erwähnten Heinz Kremers setzten sich aber auch viele andere Kettwiger Kollegen für die Übersiedlung nach Duisburg ein, außerdem verständlicherweise der Duisburger Kulturdezernent *Fritz Holthoff*, der schon jahrelang Lehrbeauftragter der Kettwiger Hochschule war und letztlich dann auch ordentlicher Professor der Erziehungswissenschaften (Schulpädagogik) an der neuen Gesamthochschule werden sollte. Holthoff war gleichzeitig kulturpolitischer Sprecher der SPD im Landtag und hatte schon allein deshalb einen großen Einfluss, zumal er auch ein ausgesprochen kollegiales Verhältnis

zum damaligen CDU-Kultusminister *Mikat* hatte. Ein ebenso gutes Verhältnis hatte er zu dem damals noch sehr jungen, gerade aus der Gesamtdeutschen Volkspartei in die SPD überführten und für diese Partei in den Landtag eingezogenen *Johannes Rau*, den er dort – wie er zu sagen pflegte – eine Zeit lang „angelernt“ hatte. So waren *Holthoff* und *Rau*, zusammen mit *Kremers* und dessen Kettwiger Kollegen, dann aber selbstverständlich auch die Vertreter der Stadt, an deren Spitze der höchst renommierte Oberbürgermeister *Seeling*, vermutlich für die Festlegung des Standortes Duisburg letztlich entscheidend.

Die Verlegung aus Kettwig nach Duisburg fand in einer Situation statt, in der die nordrhein-westfälischen Pädagogischen Hochschulen bereits den Status „wissenschaftlicher Hochschulen“ hatten und mit den entsprechenden Rechten (Habitationsrecht) ausgestattet waren, beziehungsweise unmittelbar vor der Zuteilung dieser Rechte (Promotionsrecht) standen. Darüber hinaus lagen weitere Veränderungen, auch solche ihres Status, sozusagen „in der Luft“. Man kann also davon ausgehen, dass die Ansiedlung der bisherigen Hochschulabteilung Kettwig in Duisburg von der Stadt und ihren Bürgern, insoweit diese sich überhaupt für derartiges interessierten, freudig begrüßt wurde. Von Anfang an war das Verhältnis von Stadt und Hochschule unkompliziert herzlich. Das sollte, wenn es auch gelegentlich zu Meinungsverschiedenheiten kam, so bleiben, jedenfalls so lange es sich lediglich um die nun vorhandenen, übrigens architektonisch durchaus ansprechenden Gebäude der Pädagogischen Hochschule handelte. Meinungsverschiedenheiten stellten sich erst nach der Veröffentlichung allzu erdrückend massiver, das Stadtbild beeinträchtigender Baupläne für die Gesamthochschule ein.

Ich gehörte also zur ersten Generation, die dieses PH-Gebäude beziehen durfte. Ein paar Monate hatte ich noch nach meiner Berufung aus Siegen nach Kettwig/Duisburg in Kettwig verbracht. Die dortigen arg beengten Verhältnisse kannte ich schon, hatte ich doch vor einigen Jahren in Kettwig einen Lehrauftrag wahrgenommen, nicht etwa im Fach Englisch, sondern im Fach Deutsch. Die eigentlich zuständige Fachdidaktikprofessorin war nämlich während einer Exkursion mit Studenten hinterrücks aus einem Berliner Bus gefallen und hatte sich dabei beträchtlich verletzt. Sie legte Wert darauf, dass ihr Wahlfachseminar sich nicht auflöste, indem seine Teilnehmer sich nunmehr ins konkurrierende Linguistikseminar begaben. Ich hatte also die Aufgabe, die Situation zu retten. Das habe ich damals gern getan. Das Seminarthema „Expressionistische Lyrik“ lag mir. Da ich damals Direktor eines Versuchsgymnasiums in Duisburg-Meiderich war, erwies sich auch der Weg nach Kettwig als nicht allzu weit. Damals dachte ich noch nicht daran, eines Tages tatsächlich Professor an einer Pädagogischen Hochschule zu sein, zumal einige inoffizielle Fühlungen immer wieder gescheitert waren, vor allem wohl aus parteipolitischen

und konfessionellen Gründen. Eines Tages aber erreichte mich erstaunlicherweise eine Einladung zu einem Probesingen in die Neugründung Siegerland. Es handelte sich ganz offensichtlich um eine Folge meiner Aushilfstätigkeit in Kettwig. War doch einer der Kettwiger Dozenten, mein späterer Freund *Ernst Horst Schallenger*, inzwischen Gründungsrektor der jungen Hochschule geworden. So wurde ich also nach Weidenau (später umbenannt in Hüttental, dann in die Stadt Siegen eingemeindet) berufen, zuerst auf eine außerordentliche Professur, die aber schon nach einigen Monaten in eine ordentliche umgewandelt wurde.

Es war schon damals für hochschulpolitisch einigermaßen Kundige nicht zu übersehen, dass die Errichtung fachdidaktischer Anglistikprofessuren eine gelinde Umwandlung der bisherigen Pädagogischen Hochschulen einleitete. Die nämlich sollten ursprünglich traditionsgemäß eine eher „volkstümliche Bildung“ vermitteln, die den bisherigen, nunmehr zu weiterführenden Schulen umgestalteten „Volksschulen“ entsprechen sollte. Nun aber kam ein neuartiger Professorentyp in diese Hochschulen, neuartig insofern, als die neuen Professoren zwangsläufig nahezu sämtlich aus dem Gymnasialbereich kamen und folglich zum weitaus größeren Teil weder die Verhältnisse an der alten „Volksschule“, noch die der neuen nun weiterführenden Hauptschulen kannten.

Ich persönlich habe die bereits vorhandenen Professoren und Dozenten an Pädagogischen Hochschulen immer einschränkungslos geschätzt, ruhten deren universitäre Fachstudien doch auf einer in aller Regel gründlichen Volksschulerfahrung. Auf jeden Fall aber war ihr akademischer Bildungsgang weitaus beschwerlicher gewesen als der eines normalen Gymnasiallehrers. Daraus ergab sich für mich, dass ich mich in der Hochschule Siegerland, wie sie damals noch hieß, um die Behebung meines einschlägigen Erfahrungsdefizits gründlich gekümmert habe. Der Umstand, dass der Einzugsbereich der Hochschule relativ überschaubar war, trug im Übrigen dazu bei, dass ich schon bald herausfand, an welche Schulen und zu welchen Lehrern ich die nun fälligen Praktika zu legen hatte. Ich nahm die Praktika jedenfalls ernst, und zwar umso mehr, als nicht nur die (damals noch sehr wenigen) Studierenden, sondern auch ich selber dabei eine ganze Menge lernen konnte, und zwar bei einigen ausgesprochen guten Siegerländer Lehrern.

Inzwischen waren alle zur Verfügung stehenden fachdidaktischen anglistischen Professuren des Landes besetzt, mit einer Ausnahme: Kettwig/Duisburg. Dort nämlich hatte die Fachdidaktikprofessorin für Deutsch (es handelte sich dabei übrigens um jene Professorin, die ich vor etwa einem Jahr vertreten hatte) offensichtlich als einzige ihrer engeren Fachkollegen erkannt, welche ihr fremde Entwicklung die Aufnahme des Faches „Englisch“ ins Angebot ihrer Hoch-

schule vermutlich (und auch das noch gezielt!) einleiten könnte. Vor allem aber die neue Art von Professoren war ihr suspekt, wusste sie doch, wie das Gros der Gymnasiallehrer die damaligen Pädagogischen Hochschulen und ihre Professoren einschätzte. Zu allem Überfluss sollte der neue und artfremde Professor auch noch mit ihr die Seminarräume teilen, bildeten doch anfangs die Fächer Deutsch und Englisch ein gemeinsames Seminar. Es war lange Zeit gelungen, eine entsprechende Berufung zu verhindern. Nun aber musste man endlich doch in den sauren Apfel beißen. Die Lösung, die man in Kettwig/Duisburg fand, war die, mich aus Siegen nach dort zu berufen. Mich kannte man ja schon. Ich hatte mich in Weidenau/Hüttental zwar sehr wohl gefühlt, war aber nun doch froh, die langen und damals noch komplizierten Fahrten von Düsseldorf ins Siegerland (es gab noch keine Autobahn und auch keine direkte Zugverbindung) wieder los zu sein. Ich nahm den Ruf folglich an.

Noch in Hüttental war mir ein großer Wurf gelungen. Es war mir gelungen, einen Arbeitskontakt mit dem Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen anzuknüpfen. Dieser Kontakt hatte zur Folge, dass das Land Nordrhein-Westfalen das Fernstudienprogramm für Englischlehrer an Hauptschulen übernahm und dessen Steuerung in meine Hände legte. Damals gab es neben dem Kultusministerium als Schulministerium bereits ein selbstständiges Wissenschaftsministerium. Das Fernstudium für Englischlehrer aber unterstand dem Schulministerium. Das hatte zur Folge, dass ich nun faktisch über einen doppelten Etat verfügen konnte. Sehr deutlich sichtbar wirkte sich das auf die Ausstattung der Bibliothek aus, so unübersehbar deutlich, dass ich während der Zeit, in der ich noch in Kettwig war, alle möglichen Räume liebwerter Kollegen zur Stapelung der Bücher benutzen musste. Meine durchaus geschätzte germanistische Kollegin wäre nämlich in Ohnmacht gefallen, hätte sie die Grundausstattung ihres neuen Kollegen wahrnehmen müssen, zu der schließlich ja auch noch die bei den Berufungsverhandlungen eingeworbenen Mittel kamen.

Nach dem Umzug ins neue Duisburger Gebäude waren derartige Vorsichtsmaßnahmen nicht mehr nötig, verfügten die deutsche und die englische Fachdidaktik nun doch über getrennte, und zwar höchst angemessene Räume. Nur die Sekretärin hatten wir zu teilen. Das aber gelang problemlos.

Aber nicht nur auf die sachliche Ausstattung wirkte sich die Übernahme des Tübinger Fernstudienprogramms aus. Da dieses Programm in erster Linie mit Hilfe von Tonbandkassetten arbeitete, die von den Fernstudierenden, die bereits ohne Fachstudium an Hauptschulen als Lehrer tätig waren, besprochen und anschließend von Duisburger Mitarbeitern meines Seminars korrigiert werden mussten, war auch der zusätzliche Personaletat zwangsläufig beträchtlich. Da aber die Korrektoren, die formal Assistentenstellen bekleideten, im eigentlichen

Lehrbetrieb nicht allzu sichtbar wurden, hat man mir meine für eine Pädagogische Hochschule gänzlich ungewöhnlich gute Ausstattung dankenswerterweise nicht übel genommen.

Zu meiner Verwunderung wurde ich schon nach knapp zwei Jahren meiner Duisburger Tätigkeit zum Dekan gewählt. Da ich kurz nach Antritt des Dekanats den von mir letztlich abgelehnten Ruf an die Universität Trier Kaiserslautern erhielt (man konnte sich damals noch nicht um eine Professur bewerben), war meine Position, vor allem die gegenüber dem Ministerium, nun ungewöhnlich stark. An sich war es damals nämlich nicht üblich, Rufe von Pädagogischen Hochschulen an Universitäten abzulehnen.

Nun aber begann für mich, vermutlich aber auch für die Duisburger Hochschulabteilung eine hochinteressante Zeit, eine Zeit des Balancierens auf dem Hochseil. Dafür dass sie von der Hochschule und von mir gesund überstanden werden konnte, haben ich vielen zu danken, vor allem den Duisburger Kolleginnen und Kollegen, die sich damals in so manchen ihnen Ungewohnte geschickt haben, dann aber auch dem Hochschulsenat in Dortmund, vor allem aber den beiden in der fraglichen Übergangszeit zur Gesamthochschule in Dortmund amtierenden beiden Rektoren *Freyhoff* und *Schridde*, die es sogar fertig brachten, ihren Kanzler an einer juristischen Intervention erfolgreich zu hindern. Er hatte sich auf ein deutlich hörbares Zähneknirschen zu beschränken.

Über das, was nun in Duisburg geschah, und zwar unter offensichtlicher Missachtung der geltenden Hochschulordnung, muss man zwar allgemein den Kopf geschüttelt haben. Aber man ließ uns gewähren, war man sich doch darüber im Klaren, dass sich die damals noch föderierte, aus räumlich weit voneinander entfernten und unterschiedlich großen Abteilungen bestehende Hochschule in einer ausgesprochenen Übergangsphase befand, in der eine jede ihrer Abteilungen sich auf den ihr gemäßen Weg in die Zukunft vorzubereiten hatte. Für die weitaus größte Abteilung, die Abteilung Dortmund, war dieser Weg ohnedies klar vorgezeichnet: Sie würde in die neu gegründete Universität Dortmund integriert werden. Dem konnte sie ohne Angst entgegen sehen, war sie doch groß und etabliert genug, gegenüber der Universitätsneugründung bestehen zu können, zumal die vor allem technologisch ausgerichtet war und sich über den Zuwachs neuer Fakultäten eigentlich nur freuen konnte. Die beiden außergewöhnlich kleinen Abteilungen in Hamm und Hagen hatten sich bereits der großen Dortmunder Abteilung angeschlossen und damit deren ohnedies starke Position zusätzlich verstärkt. Übrig blieben die mittelgroßen, von Dortmund vergleichsweise weit entfernten Abteilungen Essen und Duisburg. Die aber reagierten auf die gegebene Situation, wie noch zu zeigen sein wird, sehr unterschiedlich.

Da ich mittlerweile wusste, dass ich als Duisburger Gründungsrektor inoffiziell vorgesehen war, nahm ich mir das Recht heraus, ungewöhnliche Wege zu gehen, und zwar mit dem Ziel zu verhüten, dass der pädagogische Hochschulkern auf dem Wege zur Neugründung der Gesamthochschule unter die Räder geriete. Die Hochschulangehörigen mussten also darauf vorbereitet werden, aktiv und sachkundig in der Selbstverwaltung der neuen Hochschule mitzuwirken. Die Gesamtkonferenz, die bisher die Selbstverwaltung in der Hand gehabt hatte, war aber zu groß, vor allem aber wäre sie nicht in der Lage gewesen, die jeweils auf fachlicher Basis neu berufenen Professoren auf vernünftige Weise zu integrieren.

Wir haben damals also in Duisburg vier fachbezogene Abteilungen gegründet, denen jeweils ein Fachbereichsdekan vorstand. Das hatte zur Folge, dass ich als (rechtmäßiger) Duisburger Dekan vor allem mit diesen vier (eigentlich nicht rechtmäßigen) Fachbereichsdekanen zu tun hatte, mithin den Wirren der Studenten- und Mittelbauunruhen, die sich nun auch in Duisburg kräftig auswirkten, zwar nicht ganz, aber doch in gewissem Umfang entzogen war. Ich hatte nun vergleichsweise freie Hand. Die brauchte ich aber auch dringend, war doch die Integration der örtlichen Fachhochschule, dann aber auch die Bewältigung der sich damals bereits ankündigenden schwierigen baulichen Ausgangssituation vorzubereiten. Hinzu kam, dass der Rat der Stadt mit einer einzurichtenden Gesamthochschule überaus unzufrieden war. Er bestand auf der Gründung einer „Volluniversität“. Das aber war zu diesem Zeitpunkt gänzlich unrealistisch. Wirklich verstanden haben dürfte der Rat der Stadt das nie. Aber er ließ uns letztlich gewähren. Hier erwies es sich als äußerst günstig, dass ich schon seit längerer Zeit dem entsprechenden Ratsausschuss als bürgerchaftliches Mitglied angehörte. Man vertraute einander.

Das sollte auch so bleiben.

An Fragen der inneren Gestaltung, vor allem auch der fachlichen, erwies sich der Rat der Stadt als gänzlich uninteressiert. Das hat mich anfangs nur verwundert, dann aber im Grunde eher beruhigt. Lief die Entwicklung in der Nachbarstadt Essen doch in geradezu extremer Weise verschieden. Dort nämlich hatte der Rat der Stadt eine Kommission ins Leben gerufen, deren Vorsitzender der als äußerst fortschrittlich geltende Berliner Schulsenator war. Die Arbeitsergebnisse dieser Kommission fielen denn auch entsprechend fortschrittlich (meiner eigenen Meinung nach eher utopistisch) aus. Sie sahen beispielsweise auch die Einbeziehung der städtischen Volkshochschule in die neu zu gründende Gesamthochschule vor. Bedenkt man jedoch, dass – anders als in Duisburg und den anderen Gesamthochschulorten – die Essener Gesamthochschule auch mit der Integration eines bereits bestehenden, im Augenblick aber noch der Bochumer Universität angegliederten Medizinischen Klinikums zu rechnen hatte,

also mit ganz ausgesprochen standesbewussten Einheiten, so kann man sich die Resonanz der Ergebnisse der städtischen Reformkommission nur allzu gut vorstellen. Im weiteren Verlauf der Dinge sollte sich denn auch die Integration des medizinischen Sektors in die Gesamthochschule Essen als Ausgangspunkt mannigfacher öffentlich ausgetragener Kontroversen erweisen. Was für mich die schwierige bauliche Lage der Duisburger Hochschule war, war für meinen Essener Kollegen die Schwierigkeit der einigermaßen kollegialen Integration des Essener Klinikums.

Aber auch die Essener Pädagogische Hochschulabteilung war konsterniert. Dazu dürfte der Umstand beigetragen haben, dass sie sich immer noch als eine konfessionell römisch-katholische Abteilung betrachtete, die zudem enge Kontakte zum Ruhrbischof unterhielt, der die sich nun ankündigende Entwicklung ganz und gar nicht gerne sah. Sie unternahm denn auch nicht die geringsten Bemühungen, sich auf das vorzubereiten, was nun zu erwarten stand. Da ich ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt die frei gewordene, zur Neuberufung anstehende anglistische Stelle in Essen vertretungsweise mit wahrzunehmen hatte, konnte ich die von unserer Duisburger Reaktion diametral abweichende Reaktion der Essener Kollegen mit Staunen registrieren, gleich die Essener Abteilung damals doch dem sprichwörtlichen erschreckten „Kaninchen angesichts einer Schlange.“ Duisburg war anders.

Es war auch insofern anders, als es sich auch der Studenten- und Mittelbau-revolte in ungewöhnlich flexibler Weise stellte. Gleichzeitig mit der Neugliederung in Fachbereiche hatte die noch amtierende Abteilungskonferenz auch der Einführung der Drittelparität (!) zugestimmt. Das war damals gänzlich ungewöhnlich, im Grunde ebenfalls unrechtmäßig, trug aber zur Dämpfung der Unruhen beträchtlich bei. Auch dieser Maßnahme stimmte der Dortmunder Senat, stimmten vor allem auch die beiden aufeinander folgenden Rektoren *Schridde* und *Freyhoff* (und letztlich auch ein deutlich hörbar zähneknirschender Kanzler) zu. Ob das Ministerium diese Neuregelung überhaupt wahrgenommen hat, weiß ich nicht. Falls es sie aber doch wahrgenommen haben sollte, hat es vermutlich ein Ignorieren für die bessere Politik gehalten. Musste man doch in diesen turbulenten Zeiten für eine jede einigermaßen ruhig und manövrierbar bleibende Hochschule dankbar sein.

Ein großer Teil der selbstverständlich auch in Duisburg auszufechtenden Konflikte verlagerte sich nun auf die neu etablierten Fachbereiche, deren Dekane und Gremien. Ich konnte mich der Vorbereitung der nun schon in Kürze bevorstehenden Neugründung der Gesamthochschule vergleichsweise ungestört widmen. Was natürlich nicht ausschloss, dass ich für Studenten und Mittelbauer in Zweifelsfällen trotz allem die letzte Instanz blieb. Ich erinnere mich noch deutlich, dass eines Tages einer der Fachbereichsdekane mir wutschnaubend

vorwarf, eine Binnenstruktur eingeführt zu haben, die den unangenehmeren Teil der Konflikte auf eine Ebene unter der meinen verlagert hatte. Unrecht hatte er nicht, aber erstens war ich selber anfangs über die einschlägige Wirkung dieser Reform verwundert, zweitens war sie in der nun einmal gegebenen Lage durchaus nützlich und – wie sich schon wenig später zeigen sollte – auch über die aktuelle Lage hinaus.

Zwar sollte es in der neuen Gesamthochschule nichts mehr geben, das auch nur von Ferne an die Drittelparität erinnerte, war doch die neue Hochschule an jene relativ konservative Grundordnung gebunden, die vom Ministerium oktroyiert worden war. Der Ruf eines Mannes aber, der gegen anfangs noch beträchtliche Widerstände in einer der Vorgängereinrichtungen so weit gegangen war, den Wünschen der Protestierenden nach voller Beteiligung an der akademischen Selbstverwaltung zu entsprechen, dürfte mir auch unter den nun gründlich veränderten Verhältnissen gelegentlich genützt haben. Der mit einigem Recht wutschnaubende Abteilungsdekan war übrigens vor etlichen Jahren einer der Untertertiarier in jenem respektierlichen Kölner altsprachlichen Gymnasium gewesen, die ich damals, in den späten fünfziger Jahren unterrichten durfte. Vermutlich hat er auch damals unter mir, zumindest zeitweise, gelitten. Ich erinnere mich noch deutlich an sein verblüfftes Gesicht, als er in meinem Amtszimmer in Duisburg erschien, um seine Ernennungsurkunde zum H 4-Professor in Empfang zu nehmen und unversehens einem seiner alten Lehrer gegenüber stand.

Im Übrigen wäre hier wohl zu vermerken, dass die Studentenschaft sowohl der Duisburger Pädagogischen Hochschule als auch (als das Gesamtklima um beträchtliche Grade härter wurde) der neuen Gesamthochschule sich um mannigfache Grade weniger chaotisch gebärdete als die Studentenschaften etwa in Berlin, Frankfurt oder Heidelberg. Hier machte sich der Umstand, dass die Studierenden nur in Ausnahmefällen aus gutbürgerlichen Verhältnissen stammten, positiv bemerkbar (übrigens nicht nur hier). Meine Konflikt- letztlich gleichzeitig aber auch Gesprächspartner gehörten folglich zum weitaus größeren Teil dem relativ orthodox marxistischen Studentenbund Spartakus an. Es gab nur wenige Maoisten.

Nach manchmal stundenlangen Diskussionen kam in aller Regel eine Kompromisslösung zustande. Ich aber konnte mich dann fast immer darauf verlassen, dass man sich an die letztlich eben doch gefundene Lösung hielt. Es mag in derartigen Fällen auch eine Rolle gespielt haben, dass meine Streit- und Gesprächspartner wussten oder zumindest ahnten, dass ich in so mancher Sachfrage eher auf ihrer Seite stand, wenngleich ich die Formen, derer sie sich bedienten, nicht gut heißen konnte. Außerdem konnte nicht ganz unbemerkt bleiben, dass ich als

ehemaliger SDS'ler das marxistische Vokabular um wesentliche Grade besser beherrschte als sie (obgleich ich im einigermaßen strengen Sinne kein Marxist war). Jedenfalls bin ich nie in Versuchung geraten, die Polizei zur Hilfe zu rufen. Das war in anderen Hochschulen vielfach anders. In Duisburg erwies es sich, wenigstens in den ersten Jahren, nicht als nötig. Das schließt freilich nicht aus, dass einige meiner Amtsnachfolger letztlich dann doch in eine Lage gerieten, die eine entsprechende Hilfe nahezu unumgänglich machte. Ursache war aber fast immer der eine oder andere Professor, der nicht die Geduld aufbrachte, sich in derartigen Fällen auf eine Diskussion einzulassen, der vielleicht sogar „Angst hatte“. Die aber brauchte man in Duisburg nicht zu haben, einigermaßen gute Nerven allerdings. Aber nicht jeder hat die zu jeder Zeit.

Die meiste Mühe haben mir damals tatsächlich nicht die Studenten bereitet, sondern die Lehrenden, vor allem jene, die aus der nunmehr integrierten ehemaligen Fachhochschule stammten. Die nämlich waren als ehemalige Oberbau- und Bauräte nicht an eine akademische Selbstverwaltung, sondern an eine klar hierarchische Struktur gewohnt, in der von „oben“ aus „angeordnet“ wurde. Ich hatte mich an ihre mir recht fremde Denk- und Argumentationsweise zu gewöhnen (dabei war ich doch insgesamt sieben Jahre lang Soldat gewesen!). Für Zwischentöne, vor allem aber für so etwas wie Ironie, ohne die es in geisteswissenschaftlichen Disziplinen nicht geht, hatten sie nur wenig Verständnis. Ich musste umlernen. Das galt, wenngleich in geringerem Maße, auch für meinen Umgang mit den neuen aus dem Universitätsbereich stammenden Kollegen der Ingenieurwissenschaften, schon um einige Grade weniger für Natur- und Wirtschaftswissenschaftler. Ich hatte unentwegt zu lernen. Geschadet dürfte mir das aber nicht haben, wie ich denn überhaupt für den persönlichen Hauptgewinn meiner Rektoratsjahre das Kennenlernen mir ursprünglich fremder Arbeits- und mithin auch Denkstrukturen halte. Übrigens mag das auch, wenngleich in vermutlich geringerem Umfang für meine Kollegen aus den Lehrer ausbildenden Fächern gelten. Denn die trafen ja in den verschiedenen Kommissionen immer wieder mit ehemaligen Fachhochschullehrern zusammen.

Es gab freilich auch Konflikte, deren Ursache in der mangelhaften strukturellen Vorbereitung der neuen Gesamthochschulen lagen. Den Gründungen hätte unbedingt eine durchgreifende Personalstrukturreform vorausgehen müssen. Da man sie – wohl auch aus Gründen des Zeitdrucks – nicht gewagt hatte, musste sie nun bei sozusagen laufendem Betrieb nachgeholt werden. Das führte immer wieder zu Konflikten, da hochschulintern vorgenommene Kompromisslösungen vom Ministerium häufig konterkariert wurden.

So zeigte sich beispielsweise schon bald, dass einige Angehörige des akademischen Mittelbaus, die zu einem großen Teil aus dem Lehrer ausbildenden Sektor der Hochschule stammten, in Bezug auf akademische Qualifikationen

wie etwa der Promotion den neu professorierten ehemaligen Fachhochschul-
lehrern zumindest in formaler Hinsicht überlegen waren. Was war da zu tun?

Wir haben uns in Duisburg, wiederum gänzlich unkonventionell, damit beholfen, mittels hochschulinterner Qualifikationsverfahren wenigstens die am besten qualifizierten Mittelbauangehörigen den (allerdings nur intern gültigen) Status eines „Hochschullehrers“ zugänglich zu machen. Auf diese Weise konnten wir auch an dieser kritischen Stelle zur Beruhigung beitragen, darüber hinaus aber auch zu einer deutlich spürbaren Verbesserung der akademischen Selbstverwaltung, wurde doch deren anfangs noch sehr schmale Basis durch diese Maßnahme verbreitert. Das Ministerium war konsterniert. Mir wiederum war nur allzu klar, dass ich mir einen derartigen Schritt auch nur in den ersten Jahren meines Rektorats erlauben konnte, war doch das Ministerium anfangs noch stark auf „seine“ Gründungsrektoren angewiesen. Das sollte sich schon bald ändern.

Zumal es immer wieder Statuskonflikte gab, die letztlich dann vor verschiedenen Gerichten ausgefochten werden mussten. In zumindest einem Fall ging ein solcher Konflikt ausgerechnet von einem Duisburger Professor aus. Es ging um die Stimmberechtigung ehemaliger Fachhochschullehrer, die nun als so genannte b-Professoren geführt wurden, in den Selbstverwaltungsgremien. Das Fehlen einer durchgreifenden Personalstrukturreform führte dazu, dass die jeweiligen Gerichtsurteile nun in aller Regel zu Strukturänderungen führten, durch die sich die Gesamthochschulen Schritt für Schritt den traditionellen Universitäten angenähert sahen. Ich war nun froh, dass ich die neuen Verhältnisse als Rektor nicht mehr mit vertreten musste. Die Duisburger Lehrerausbildung allerdings ist durch diese eher rechtlichen Turbulenzen im Grunde nicht beeinflusst worden, hatte sie doch keine ehemaligen Fachhochschullehrer aufzuweisen und wich sie doch auch kaum von der Lehrerausbildung an den Universitäten ab. Dafür hatte das Kultusministerium gesorgt.

Es hat in Duisburg mehrere verschiedene Baupläne gegeben, die allerdings sämtlich in den Papierkorb wanderten. Leider glaubte ich damals zu wissen, dass sie vom Finanzministerium, bei dem die Bauabteilung lag, mit Absicht einigermaßen abschreckend gestaltet worden waren, fing man dort doch allmählich an, nicht mehr mit dem Ausbau der Duisburger Hochschule zu rechnen. Reichlich unverblümte Bemerkungen, die der mir ebenfalls seit längerem persönlich bekannte Finanzminister bei Gelegenheit der Eröffnung einer Bauausstellung machte, obgleich ich unmittelbar hinter ihm stand, hatten mir zu denken gegeben. So mag auch zu erklären sein, dass der Personal- und Sachetat der Duisburger Hochschule anfangs ganz besonders üppig ausgefallen war. Man glaubte ihn schon bald nicht mehr ganz ernst nehmen zu müssen.

Aber schon vorher, ausgerechnet am Tag der feierlichen Eröffnung der Gesamthochschule war ich gewarnt worden und zwar an einem etwas anrühigen buchtenreichen öffentlichen Ort, den zumindest wir Männer zwangsläufig gelegentlich aufsuchen müssen. Der ursprüngliche Regionaldezernent der nunmehr erloschenen Pädagogischen Hochschule stand unmittelbar neben mir. Was er mir sagte, war dies: „Glauben Sie nur ja nicht, dass aus der Duisburger Hochschule mehr als eine etwas größere Pädagogische Hochschule wird.“ Ich nahm zwar seine Prognose damals noch nicht wirklich ernst. Aber ich wusste, dass er die Meinung des gewiss größeren Teiles des Wissenschaftsministeriums wiedergab. Zumal ich mir immer darüber im Klaren war, dass schon allein die Tatsache, dass ich der einzige Gründungsrektor „von Innen“ war, die Position der Hochschule schwächte, einer Hochschule, die letztlich lediglich das Produkt eines Kompromisses zweier entscheidend wichtiger Kulturpolitiker war: Holtzoffs und Raus.

Das Ministerium als solches hätte lieber von Anfang an nur vier Neugründungen gesehen. Der Umstand, dass Rau schon bald eine sechste Gesamthochschule ins Leben rief, diesmal in Form einer Fernuniversität, verschärfte die Gefahrenlage noch. Vor allem aber das Risiko, dass sich aus der mir zur Genüge bekannten Grundstückssituation in Duisburg ergab, kannte ich zur Genüge und hatte es von Anfang an in Rechnung zu stellen.

Es versteht sich, dass auf der Duisburger Seite, vor allem auch über die Presse, immer wieder versucht wurde, andere Grundstücke in Erwägung zu ziehen. Vor allem das durchaus attraktive Grundstück am Angerbogen, also im Süden der Stadt, das auch das Düsseldorfer Einzugsgebiet einbezogen hätte, wurde immer wieder ins Gespräch gebracht. Doch wusste ich nur allzu gut, dass zu jenem Kompromiss zwischen Rau und Holthoff die Voraussetzung gehörte, dass die erst vor vier Jahren bezogenen Gebäude der ehemaligen Pädagogischen Hochschule den Kern der Neugründung zu bilden hätten. Ein Ausweichen gab es also nicht. Diesen Umstand der Öffentlichkeit verständlich zu machen, konnte leider nicht gelingen. Dass die Bewohner des Stadtteils Neudorf die wahrhaft gigantischen ersten Baupläne und damit auch die neue Hochschule ohnedies eher zum Teufel wünschten und folglich immer neue Ausweichbauplätze ins Spiel brachten, war das durchaus von einiger Bedeutung. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie ich zusammen mit dem späteren Oberbürgermeister Josef Krings durch einige Neudorfer Lokale gezogen bin, in denen bürgerchaftliche Protestversammlungen gegen die geplanten Hochschulgebäude stattfanden. Wenn es uns dabei auch gelungen sein mag, die Wellen der Empörung etwas zu mildern. In ein ruhiges Meer der Duldung haben wir die protestierende Bürgerschaft verständlicherweise nie verwandeln können. Ich werde bis heute den Verdacht nicht los, dass große Teile des Wissenschaftsministeriums und das

gesamte Finanzministerium die Reaktion der durch den Hochschulbau betroffenen Bürger von Anfang an mit in Rechnung gestellt haben.

Jedenfalls hat die Hochschule viele Jahre lang unter eigentlich nicht zu verantwortender Raumenge gelebt, die nur durch die Anmietung von Objekten äußerst notdürftig gemildert werden konnte, die von den örtlichen Industrie zur Verfügung gestellt wurden. Die Studierendenzahl, aber auch die wissenschaftlichen Leistungen der Hochschule nahmen trotzdem stetig zu. Nach etwa drei Jahren konnte mir der für uns entscheidend wichtige damalige Gruppenleiter im Ministerium auf meine Frage, welche der fünf Neugründungen die meisten Drittmittel eingeworben habe, antworten: sonderbarerweise ausgerechnet Duisburg. Allerdings muss dabei bedacht werden, dass die etwas größere Schwesterhochschule Essen uns Duisburger in dieser Hinsicht stets übertraf, wenn man auch deren medizinischen Sektor mit in Rechnung zog. Aber das wäre nicht fair gewesen. Zu bedenken wäre darüber hinaus, dass die Duisburger Hochschule weit stärker als andere Hochschulen durch ihre beengte bauliche Situation gezwungen war, auf die Errichtung von An-Instituten im niederrheinischen Umfeld auszuweichen. Als man aus mir unbegreiflichen Gründen im Ministerium beschloss, die von diesen Instituten eingeworbenen beträchtlich hohen Drittmittel nicht mehr den Hochschulen selber zugute zu rechnen, sah die Bilanz plötzlich anders aus.

Die Lehrerausbildung, um die es in unserem Kolloquium ja in erster Linie geht, blieb von den bisher angesprochenen Problemen nahezu unberührt. Wie denn überhaupt dieser Sektor auch von den immer wieder für Unruhe sorgenden personalstrukturbedingten Integrationsproblemen kaum berührt wurde. Es gab zwar, bezogen auf die einzelnen Fächer, hier und da Unterschiede, die auf das stärker oder weniger stark ausgeprägte Taktgefühl jener Professoren zurückzuführen waren, die das Ministerium von traditionellen Universitäten auf dem Wege bundesweiter Ausschreibungen für die neuen Hochschulen angeworben und mit der Aufgabe versehen hatte, als so genannte „Fachvertreter“ mit dazu beizutragen, die einzelnen bisher ausschließlich von Professoren der ehemaligen Pädagogischen Hochschulen vertretenen, folglich mehr oder weniger stark vorwiegend didaktisch ausgerichteten Disziplinen auf den Stand der traditionellen Universitäten zu bringen. Die ehemals Kettwiger Hochschule hatte aber immer schon als eine Hochschule gegolten, die in ihrer Berufungspraxis ungewöhnlich stark auch auf im engeren Sinne fachliche Kompetenz achtete. So gab es hier nur vereinzelte Integrationsprobleme.

Über den Lehrer ausbildenden Bereich wäre also nicht mehr allzu viel zu berichten. Er unterschied sich schon bald nicht mehr von entsprechenden Bereichen an den traditionellen Universitäten. Ich persönlich habe das eher bedauert, zumal gerade auf diesem Feld erheblicher Reformbedarf bestand. Immerhin

hatte ich noch erreichen können, dass die Gesamthochschule Essen uns Duisburgern im Austausch gegen eine Physikprofessur eine Romanistikprofessur überließ. Der Essener Gründungsrektor, ein Theoretischer Physiker, legte nämlich begreiflicherweise großen Wert auf den möglichst großzügigen Ausbau seiner Disziplin. Nachdem wir eine noch nicht besetzte Professur für allgemeine Literaturwissenschaft in eine romanistische umgewandelt hatten, konnten wir also nunmehr auch Französischlehrer ausbilden. Das Fächerspektrum im Lehrer ausbildenden Bereich konnte sich also nun durchaus sehen lassen. Schon nach einigen Jahren sollte sich das leider ändern.

Das Kultusministerium, stark von Referenten aus dem Gymnasialbereich bestimmt, hatte sich mit Erfolg gegen die Integrationsbestrebungen des Wissenschaftsministeriums durchgesetzt und die in den Gesamthochschulen betriebene Ausbildung zum Stufenlehrer nicht anerkannt. Das hatte zur Folge, dass unsere Absolventen eine Zeit lang – es ist kaum zu glauben – als Externe von ihnen fremden Prüfern, die den an den traditionellen Universitäten bestehenden Akademischen Prüfungsämtern angehörten, geprüft wurden. Unsere eigenen Professoren waren zu den Examina nur als – „auswärtige, also fremde Prüfer“ zugelassen. Diese im Grunde unglaubliche Praxis änderte sich erst, nachdem ich auf einem Landes-Bildungskongress der SPD in Anwesenheit der beiden Minister, Rau und Girgensohn, dieses unsere Absolventen krass benachteiligende Verfahren unnachsichtig angeprangert hatte, stellte es doch die gesamte ursprünglich von der Landesregierung angestrebte Bildungsreform in Frage.

Inzwischen hatte sich die Baufrage zu einer ausgesprochenen Existenzfrage für die Duisburger Hochschule entwickelt. Die Kassen des Landes waren leer. Die Grundstücksfrage war immer noch nicht geklärt, so dass dem Land ein Rückzug in Duisburg nicht einmal besonders schwer gefallen wäre. Zwei unerwartete Entwicklungen zwangen dann aber eine Entscheidung herbei. Es ist der Hochschule gelungen, diese Situation letztlich in so etwas wie eine Existenzsicherung zu verwandeln, die allerdings mit erheblichen Einschränkungen verbunden war, mussten nun doch insgesamt 2300 Studienplätze geopfert werden. Wenn man die im Normalfall gegebenen doppelte Belegung der einzelnen Studienplätze in Rechnung stellt, bedeutete das in der Praxis 5000 Studierende. Damit aber ging ein Großteil der für das Land Nordrhein-Westfalen vorgesehenen Kürzungen auf das Konto einer einzigen, nämlich der Duisburger Hochschule.

Die Stadt Duisburg hatte inzwischen die Nerven verloren. Ihr Rechtsdezernent war dabei, ein gerichtliches Verfahren gegen die Club Raffelberg anzustringen, der auch weiterhin nicht bereit war, das von ihm benutzte Baugelände preiszugeben. Er konnte nämlich auf seinen gültigen Mietvertrag verweisen. Ein Gerichtsverfahren aber hätte sich zwangsläufig über sehr lange Zeit hin-

gezogen, wäre vermutlich sogar über mehrere Instanzen gegangen. Das Land hätte diese Zeit dazu benutzen können, sich ohne Gesichtsverlust aus seinem Duisburger Projekt zurück zu ziehen. Konnte es doch darauf verweisen, dass ihm die Stadt Duisburg seinerzeit ein Baugrundstück angepriesen hatte, das nicht verfügbar war. In diesem Fall ist dem Oberbürgermeister Josef Krings mit Nachdruck zu danken. Er brachte letztlich sowohl den Rechtsdezernenten als vor allem auch den Rat der Stadt dazu, auf die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens zu verzichten. Gleichzeitig erreichte er in Zusammenarbeit mit der Hochschulleitung, dass noch einmal mit den zuständigen Institutionen des Landes, dem Wissenschafts- und dem Finanzministerium, verhandelt wurde. Dabei wurde erreicht, dass die Hochschule im gegebenen Augenblick auf die Bebauung des fraglichen Grundstücks verzichtete und sich damit begnügte, um dieses Grundstück sozusagen „herumzubauen“.

Die endgültige Sicherung der Duisburger Hochschule wurde durch ein weiteres Ereignis erreicht, das schließlich dann dazu führte, dass ich den Staatssekretär darum bitten musste, mir einen möglichst ehrenvollen und nicht allzu sichtbaren Abschied von meinem Amt als Gründungsrektor zu ermöglichen. Eines Tages nämlich wandte sich ein Referent des Ministeriums mit der Bitte an mich, der Einrichtung eines Instituts zuzustimmen, das die inzwischen reformierten und integrierten neuen Studiengänge der fünf Gesamthochschulen kritisch bewerten und begleiten sollte. Reichlich spät, nämlich nach drei Jahren, war dem Ministerium nämlich aufgefallen, dass es Reformstudiengänge zwar angestoßen, dann aber vergessen hatte, das überaus mutige und in großer Hast Eingerichtete anschließend auch auf mögliche Fehlentwicklungen hin untersuchen zu lassen.

Ich wunderte mich, dass man sich ausgerechnet an mich gewandt hatte. Schließlich kannte ich die riskante Lage, in der gerade unsere Hochschule sich befand. Mir war aber im Grunde klar, dass ich der Letzte der fünf Gründungsrektoren war, den man fragte. Die anderen vier hatten dem Ministerium gewiss einen Korb gegeben. Welche Hochschule nimmt schon gern ein Kontrollorgan in sich auf, wenn sie das nicht unbedingt muss? Es ist fürwahr kein Wunder, dass ich in diesem Angebot die Möglichkeit zu einer zusätzlichen Existenzsicherung der Hochschule sah. Ich schlug dem Senat also eine Zusage vor.

Zum ersten Mal in meiner Amtszeit musste ich erleben, dass einer meiner Anträge nur mit knapper Not akzeptiert wurde. Letztlich aber gelang es doch, unter Hinweis auf die Möglichkeit der zusätzlichen Existenzsicherung eine schwache Mehrheit zustande zu bringen. Ich konnte dem Ministerium also unsere Bereitwilligkeit melden. Was dann folgte, geschah mit ungewohnter Schnelligkeit. Es wurden uns zusätzliche Sach- und Personalmittel zur Verfügung gestellt. Wir durften ein kleines Haus anmieten, in dem das Institut unter-

gebracht werden sollte. Wir warben Mitarbeiter an, fertigten die Arbeitsverträge aus, sorgten für die Ernennung eines Institutsdirektors. Der war übrigens einer der Mitglieder des Gründungssenats. Ich meinte, nun beruhigt auf eine kurze Dienstreise gehen zu können. Ein nicht ganz einfaches Stück Existenzsicherungsarbeit schien hinter uns allen zu liegen.

Als ich von der Dienstreise zurückkam, traf mich beinahe der Schlag. Der Kanzler teilte mir nämlich – äußerlich übrigens ziemlich unbewegt – mit, dass das Ministerium das Unterschreiben der Arbeitsverträge untersagt habe, da das Institut, zumindest in Duisburg, keinesfalls eingerichtet werden könne. Mir war klar, dass die Planungsabteilung des Ministeriums, vermutlich unterstützt durch das Finanzministerium, inzwischen unsere Taktik durchschaut hatte. Ebenso klar war mir, dass damit die Overtüre zum Todesurteil der Hochschule angestimmt worden war. Hier half nichts. Man hatte alles auf eine Karte zu setzen.

Das habe ich denn auch getan, wenn auch mit nicht ganz gutem Gewissen. Wusste ich doch, dass ich damit den mir befreundeten Minister und den mir ebenfalls freundschaftlich zugewandten Staatssekretär in eine schwierige Lage brachte. Nichtsdestoweniger verlangte (verlangte!) ich ein Krisengespräch im Ministerium, an dem der Staatssekretär und die mit dem Fall befassten Ministerialbeamten, zusätzlich außer mir aber auch der Duisburger Kanzler, der vorgesehene Institutsdirektor und der Vorsitzende des Allgemeinen Studentenausschusses teilnehmen sollten. Am nächsten Tag saßen wir tatsächlich im Ministerium, und zwar an einem – Runden Tisch, obgleich die Zeit der Runden Tische eigentlich noch gar nicht angebrochen war. Der Staatssekretär forderte seine Mitarbeiter einen nach dem anderen auf, die Gründe darzulegen, die ein entsprechendes Institut ausgerechnet in Duisburg unmöglich machten. Die armen Ministerialbeamten taten zweifellos ihr Bestes. Aber ihre Aufgabe war im Grunde so gut wie unlösbar, durften sie doch den wirklichen Grund nicht nennen.

Mir blieb anschließend nur übrig, mich für die aufschlussreichen Ausführungen, die gewiss viel Mühe gekostet hatten, zu bedanken, dem Dank aber hinzuzufügen, dass ich meinerseits am nächsten Morgen in Duisburg eine Pressekonzferenz einberufen wolle, in der ich die wahren Gründe unnachsichtig nennen werde. Dieses Risiko wollte das Ministerium wohl nicht eingehen. Schon zwei Stunden nachdem wir wieder in Duisburg angekommen waren, erreichte uns die fernmündliche Mitteilung, dass die Arbeitsverträge nun doch unterschrieben werden könnten und das Institut seine Arbeit unverzüglich aufnehmen könne. So geschah es denn auch.

Mir war jedoch klar, dass ich damit im Grunde einen Pyrrhussieg errungen hatte. Mochte die Existenz der Hochschule nunmehr auch um einige Grade zusätzlich gesichert sein. Ich hatte nun mit einer irgend gearteten Rache des Mi-

nisteriums (gewiss nicht des Ministers und des Staatssekretärs) zu rechnen. Anschließend an die nächste Dienstbesprechung der Gründungsrektoren und ihrer Kanzler im Ministerium bat ich deshalb den Staatssekretär, mir einen möglichst wenig spektakulären Abschied aus meinem Amt zu ermöglichen. Schließlich darf man vorgesetzte Ministerien nicht nötigen. Der Staatssekretär sagte mir die Suche nach einer geeigneten Methode zu und ich fuhr beruhigt nach Hause, übrigens in dem sicheren Wissen, dass sowohl der Staatssekretär als auch sein Minister meine Handlungsweise im Grunde nur allzu gut verstanden, wenn auch nicht gebilligt hatten. Wären sie in meiner Lage gewesen, hätten sie vermutlich genau so gehandelt. Dass wir auch weiterhin, was die menschliche Seite betraf, auf freundschaftliche Weise miteinander auskommen würden, war also gewährleistet.

In dienstlicher Hinsicht hätten sich jedoch nahezu zwangsläufig erhebliche Schwierigkeiten ergeben. Die aber waren im Interesse der Hochschule unbedingt zu vermeiden. Der Staatssekretär hat dann auch meiner Bitte in überaus taktvoller und zugleich fantasievoller Weise entsprochen.

Schon wenige Tage nach unserem Gespräch erreichte alle fünf Gründungsrektoren eine offizielle Anfrage des Ministeriums, die sich auf die beiden uns bei unserer Installierung versprochenen Forschungsfreisemester bezog. Man wollte von uns wissen, wann wir die Gelegenheit, dieses Versprechen einzulösen, in Anspruch nehmen wollten. Alle vier Kollegen wollten in ihrem Amt bleiben, selbst jener Paderborner Kollege, der schon zwei Monate später vergebens ultimativ verlangte, dass man seinen (in der Tat unerträglichen) Kanzler in die Wüste schicke. Er hatte sich verrechnet. Statt des Kanzlers entließ man ihn, obgleich gegen ihn nichts einzuwenden war. Erhebliche Unruhen in Paderborn waren die Folge. Der liebe Kollege, übrigens ebenfalls ein (und zwar höchst angesehener) Anglist, hätte es sich leichter machen können. Auch ihm hätte man selbstverständlich das (von ihm nicht) beantragte Forschungsjahr gewährt. Einen lebenslang beamteten Kanzler jedoch konnte man nicht so leicht loswerden. Wo hätte sich im Landeshaushalt eine ähnlich hoch dotierte Stelle für ihn finden lassen? Zumal man ihn mittlerweile nicht mehr für besonders befähigt halten konnte.

Was mich persönlich betrifft, so durfte ich nun in aller Ruhe meine Entlassung aus dem Rektoramt vorbereiten. Ich durfte sogar meinen Nachfolger selber vorschlagen, einen Kollegen, der auch dem Ministerium (auch übrigens dem Finanzministerium) genehm und vor allem auch in Verwaltungs- und Finanzdingen ungewöhnlich sachkundig war, weitaus sachkundiger als ich. Er war vor seiner Berufung nach Duisburg Ordinarius in Bochum gewesen, hatte im Duisburger Rektorat Fragen der Hochschulstruktur, des Haushalts und der Finanzen betreut und war – was sich im gegebenen Fall als entscheidend wichtig erweisen

sollte – ganz ungewöhnlich genau, um nicht zu sagen pedantisch. Man konnte also damit rechnen, dass er seine Amtsübernahmeverhandlungen im Ministerium mit großer Umsicht führen werde. So war es denn auch. Über die jeweiligen Ergebnisse führte er in seiner exakten Handschrift äußerst genau Protokoll. Das bekam ich jeweils zu lesen. Alle Vorgänge zwischen meinem Amtsnachfolger und dem Ministerium wurden mir also auf diese Weise bekannt. Die vertrauensvolle Atmosphäre zwischen ihm, dem Ministerium und mir in einer schließlich alles andere als einfachen Situation gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Rektoratszeit.

So erwies sich denn auch die Amtsübergabe mit allem üblichen Pomp unter Anwesenheit des Ministers begangen, als ganz und gar unproblematisch. In seiner Ansprache sicherte Minister Rau der Duisburger Hochschule ihre Weiterexistenz und ihren zügigen Ausbau verbindlich zu und versprach für die Übergangszeit ein Notprogramm mit einigen Baracken, dann aber eine zügige Neuplanung, die den nun gegebenen neuen Bedingungen entsprechen werde. Ich hatte also dankbar zu sein und war (bin) es auch. Beruhigt konnte ich nun die beiden mir zugesicherten Forschungssemester antreten.

Einen Teil der Zeit verbrachte ich im Quäker-College Woodbrooke am Rande von Birmingham/GB. Dort arbeitete ich in der ausgezeichneten Bibliothek, deren Schwerpunkt die religiöse Literatur des 17. Jahrhunderts war. Diese Arbeit trug dazu bei, dass ich das Milton-Buch, das während meiner Rektoratsjahre hatte liegen bleiben müssen, zu Ende schreiben konnte.

Ein Quäker-College ist ein Ort der selbstverständlichen Freundschaft und vor allem auch der Stille. Es hat Ähnlichkeit mit einem Kloster. Eine solche Atmosphäre brauchte ich nun auch, um wieder zu einem inneren Gleichgewicht zu finden. Eines Tages erreichte mich ein Brief meiner Frau, dem ein Zeitungsabschnitt beigelegt war, der ein Foto des inzwischen stattgefundenen Baufortschritts in Duisburg enthielt. Es ist tatsächlich kaum zu glauben: Man hatte ein gigantisch großes Schild errichtet, das die Worte enthielt: „Hier baut das Land Nordrhein-Westfalen die Gesamthochschule Duisburg.“ Das war aber auch alles.

Mein Amtsnachfolger, Professor Schubert hat sich dann intensiv und letztlich auch erfolgreich um den weiteren Ausbau der Hochschule gekümmert, hat aber erleben müssen, dass die Früchte seiner Arbeit dann doch erst seinem Nachfolger, dem nunmehr dritten Gründungsrektor der Hochschule, zufließen. Dieser dritte Gründungsrektor, der Theologe *Adam Weyer*, war ebenfalls ein Freund des Ministers und auch mein Freund, waren wir drei doch gemeinsam, wenn auch meistens an verschiedenen Orten, in der evangelischen Schülerarbeit tätig gewesen. Ganz davon zu schweigen, dass ich Gesellschafter des Wuppertaler Peter Hammer Verlags war (und bin), der von den ehemaligen Schüler-

bibelkreisen betrieben wird. Verlagsleiter war eine Zeit lang – Johannes Rau, Chefredakteur der im Verlag erscheinenden Zeitschriften – Adam Weyer. So hatte die Duisburger Hochschule in ihren Anfängen offensichtlich einiges mit evangelischer Theologie zu tun, wenngleich auf unaufdringliche, kaum spürbare Weise. Immerhin war auch der energische Förderer ihrer Vorgängereinrichtung, der Pädagogischen Hochschule Duisburg, Heinz Kremers, ein evangelischer Theologe. Insofern mag man – wenn man das unbedingt will – tatsächlich eine Art Verbindungslinie zwischen der neuen Duisburger Hochschule und der alten Duisburger Universität (1655–1818) ziehen. Die nämlich war als eine evangelisch – reformierte Universität konzipiert, übrigens mit der Folge, dass letztlich ein großer Teil der niederrheinischen Pfarrer dieses Zeitraums, auch einige meiner eigenen Vorfahren, an dieser kleinen Universität studiert haben.

Als ich nach Abschluss meiner beiden Forschungssemester nach Duisburg zurückkehrte, hatte der eigentliche Ausbau zwar immer noch nicht begonnen. Aber nun standen wenigstens einige Baracken für den Forschungs- und Lehrbetrieb zur Verfügung. In einer dieser Baracken habe ich Jahre lang meine Hauptvorlesung gehalten. Bei schlechtem Wetter musste man durch tiefe Pfützen waten, um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen. Nein, die Lehrenden (und selbstverständlich auch die Studierenden) der Lehramtsstudiengänge hatten es in den ersten Duisburger Gesamthochschuljahren nicht gerade leicht. Sie hatten es aber in gewissem Grade wenigstens „romantisch“.

Was mich persönlich betraf, so sah sich „mein Fach“, die Anglistik, in der nun einmal gegebenen Raumnot noch nicht einmal in der Lage, mich unterzubringen. Dabei hatte ich doch in allen Berufungsfällen der insgesamt fünf Professoren an entscheidender Stelle mitgewirkt. Zwei Wochen hielt ich meine Sprechstunden auf dem Korridor ab. Verständlicherweise wählte ich dabei den Korridor, an dem auch die Amtszimmer von Rektor und Kanzler lagen. Das blieb immerhin nicht ganz ohne Folgen. Man wies mir ein Dachkämmerchen an, zwei Stockwerke über den eigentlichen Räumen der Anglistik gelegen, in dem ich, zusammen mit Assistentin und Sekretärin, fortan zu arbeiten hatte. Schon bald stellte sich heraus, dass das Dach nicht dicht war. Regen tropfte uns auf die Köpfe. Wir hatten einen Eimer an die Zwischendecke zu hängen, um nicht nass zu werden. Nach einiger Zeit fiel die Zwischendecke denn auch herunter. Nun kam man nicht umhin, endlich doch etwas für uns zu tun. Man ummauerte einen Lichthof, so dass sich ein geräumiges Dienstzimmer ergab, wiederum für meine Assistentin, die Sekretärin und mich, diesmal aber in erreichbarer Nähe zur übrigen Anglistik. Nun ja, als ehemaliger Rektor hat man es nicht leicht. Neidkomplexe sind nicht zu ignorieren. Aber sie lassen sich überstehen: mit Humor. Sollte es sich da nicht aber eher um Satire gehandelt haben? Wenn ich in den folgenden Jahren, vorwiegend nach meiner Emeritierung, ei-

nige Universitätssatiren geschrieben und in der „Edition des Kandidaten Jobs“ des Duisburger Verlags Gilles & Francke veröffentlicht habe, dürfte der Anstoß dazu nicht zuletzt auch in diesen Erfahrungen liegen. So kann ich letztlich auch an dieser eher betrüblichen Stelle dankbar sein.

Was den weiteren Ausbau der Hochschule betrifft, so hatte man nun entschieden, von der Fertigbauweise ab- und auf eine eher überlieferte Bauweise überzugehen. Man plante nun jene locker mit einander verbundenen Rundbauten, die wir schon bald „Keksdosen“ nannten. Das ergab eine architektonisch äußerst ansprechende Bebauung. Für das Land war sie mit dem Vorteil verbunden, dass sich der Bau, Keksdose nach Keksdose, über viele Jahre ausdehnen ließ. Wodurch sich die finanzielle Belastung des jeweiligen Landesetats in erträglichen Grenzen hielt. Erst im Jahr 1986, also 14 (!) Jahre nach ihrer Gründung, konnten die letzten Rundbauten in Dienst genommen werden. Charakteristischerweise handelte es sich dabei um die Rundbauten für die neue Mensa. Bis dahin hatte die in den PH-Gebäuden befindliche, auf 1000 Studierende angelegte Mensa und die relativ kleine Mensa der Elektrotechniker in der Bismarckstraße die mittlerweile auf über das Zehnfache angewachsene Zahl der potentiellen Esser abfertigen müssen. Bezeichnend für die Stimmung in der Hochschule ist jedoch der Umstand, dass sogar die Studierenden, also die Hauptbetroffenen der Mensa-Misere, damit einverstanden waren, dass die wissenschaftlich zu nutzenden Bauten zeitlich vorgezogen wurden. Einige Jahre früher konnte bereits der ebenfalls architektonisch ungewöhnlich ansprechende neue Bibliotheksbau in Dienst genommen werden, der selber im strengen Sinne kein Rundbau, also keine „Keksdose“ war, unmittelbar an das Gebäude der ehemaligen Pädagogischen Hochschule angrenzte und auch einige schöne Seminarräume enthielt.

Parallel mit den allmählich fortschreitenden Baumaßnahmen, die letztlich dazu beitragen sollten, dass der Duisburger Universitätscampus, angelehnt an eine Waldgegend, der vermutlich schönste Campus des Landes Nordrhein-Westfalen geworden ist, liefen jedoch einige beträchtliche Stellenkürzungen, die vor allem die Lehrerausbildung betrafen. Die gesamte Primarlehrerausbildung wurde von Duisburg nach Essen verlegt. Auch die Ausbildung für die Sekundarstufe I war eine Zeit lang ernstlich in Gefahr. Letztlich kam es dann „nur“ zur Streichung von sechs Fächern, der Biologie, der Hauswissenschaften, Katholischen Theologie und von Kunst, Musik und Sport. Es handelte sich also um eine schwerwiegende Amputation des schulbezogenen Lehrangebots. Letztlich ist die Duisburger Hochschule auch damit fertig geworden, wenngleich mit zusammengebissenen Zähnen.

Ich persönlich habe dann noch zehn Jahre nach meiner Emeritierung, also bis zum 77. Lebensjahr, ein allerdings nun deutlich reduziertes Lehrprogramm

durchgeführt, habe auch noch gelegentlich (wenn auch ungern) geprüft, vor allem aber viel geschrieben. Mein hart erkämpftes Arbeitszimmer war nun jedoch zuerst auf einen halben Schreibtisch, dann auf eine immerhin ganze Schublade im Sekretariat der Anglistik zusammengeschmolzen. Die anfangs selbstverständlich geplanten Rundbauten für die Geisteswissenschaften hatte man nämlich eingespart.

Die letzte Phase ihrer Entwicklung sollte dann schon im Zeichen der Fusion mit der Essener Hochschule stehen. Diese Phase ließ sich ungewöhnlich turbulent an. Die Turbulenzen aber hatten ihren Ursprung vor allem in Essen und waren erwartungsgemäß wieder einmal in erster Linie von der Medizinischen Fakultät ausgegangen. In Duisburg hatte der letzte amtierende Duisburger Rektor, der Elektrotechniker *Wolf*, der zusätzlich als Direktor ein ungewöhnlich erfolgreiches An-Institut leitete, den reichlich vermessenen Plan verfolgt, aus der Duisburger Hochschule eine zwar kleine, aber exklusive Technische Hochschule zu machen. Das hätte zur Aufgabe, zumindest aber zu einer weiteren Verdünnung der geistes- und vermutlich auch der wirtschaftswissenschaftlichen Studiengänge geführt. Das Vorhaben scheiterte erwartungsgemäß, zumal scheinbar bereits zugesagte Zuschüsse aus Brüssel ausblieben und vermutlich auch die vergleichsweise eng benachbarte Technische Hochschule Aachen interveniert hatte. Indirekt aber bewirkte der Plan des Rektors, dass im Zuge der Fusion tatsächlich neben den Wirtschaftswissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften nur naturwissenschaftliche und vor allem technologische Disziplinen in Duisburg verblieben. Für die aber wurden, über die bereits vorhandenen „Keksdosen“ hinaus weitere Gebäude errichtet, vor allem solche für An-Institute. Denn mittlerweile stand das gesamte ursprünglich für den Hochschulbau vorgesehene Gelände zur Verfügung. Der Mietvertrag mit dem Club Raffelberg war abgelaufen. Auch ein Gästehaus konnte nun endlich errichtet werden. Es kann nun zwar keine Rede mehr davon sein, dass der Duisburger Campus gefährdet wäre. Die Lehrerausbildung in Duisburg jedoch ist zu ihrem wohl endgültigen (unverdienten?) Abschluss gekommen. Die Lehrenden der nach Essen verlegten Fächer haben zwar dort zu lehren. Ihre Dienstzimmer befinden sich aber zum größten Teil immer noch auf dem Duisburger Campus. In Essen war kein Platz für sie. Nein, die Duisburger Lehrerausbildung hat es – zumindest in der Gesamthochschule und in der Universität Duisburg-Essen – nie leicht gehabt.

Zeitlich ungefähr parallel mit der Fusion lief die Umstellung des Studiums gemäß des Bologna-Planes mit den Abschlüssen Bachelor und Master an. Die Lehrerausbildung trat damit in ein gänzlich neues Stadium, das noch nicht abgeschlossen ist. Aber mit der Fusion der beiden Universitäten Duisburg und Essen habe ich nichts mehr zu tun. Ich nehme die jeweiligen Entwicklungen

aus einer gewissen (inneren) Ferne über das Internet zur Kenntnis und denke gelegentlich das meine dabei, vor allem was die allgemein festzustellende Ökonomisierung aller Lebensbereiche betrifft.

Das so genannte „Universitätsfreiheitsgesetz“ habe ich von Anfang an mit unverhohlener Skepsis betrachtet, bedeutet es doch, dass man zugleich mit der Aufweichung der Akademischen Selbstverwaltung, vor allem mit der Entmachtung der Senate, den Weg für die weiter zunehmende Abhängigkeit der Universitäten von der Wirtschaft geöffnet hat, und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, in dem die Wirtschaft, durchaus nicht nur das Bankensystem, sich in hohem Maße diskreditiert hat und weiter diskreditiert. Vor allem zeichnet sie sich doch durch eben jenes kurzfristige Denken und Planen aus, das der Wissenschaft fremd sein muss. Gerade auch für die Lehrerausbildung und die Geisteswissenschaften ist das überaus gefährlich.

Auch die damit verbundene partielle Selbstausschaltung des Wissenschaftsministeriums kann ich nur höchst kritisch sehen. Wer die Geschichte der deutschen Universitäten (die nun einmal keine angelsächsischen sind) kennt, weiß wie wichtig für die Zuführung frischen Blutes und unorthodoxer Ideen die gelegentliche Besetzung eines Lehrstuhls durch ein ministeriales Oktroy war, mochten die eigentlich zuständigen Berufungskommissionen dann auch jeweils in ein lautes Gejammere ausbrechen. Durchgreifende Reformen sind in Deutschland bisher immer „von oben“ gekommen. Weder die fünf Gesamthochschulen noch die Fusion der Universitäten Duisburg und Essen wären ohne einen Eingriff von „oben“ zustande gekommen, wie auch immer man über diese beiden Eingriffe denken mag.

Allerdings sollte ich zum Schluss doch noch eine zusätzliche Begründung der Tatsache nachliefern, weshalb ich – und das erstaunlicherweise mit einigermaßen gutem Gewissen – immer wieder in der Ich-Form in meinem Vortrag aufgetreten bin. Es gibt dafür tatsächlich zusätzlich zu den anfangs angeführten Gründen einen ungewöhnlich guten Grund, war ich doch bereits am Ende des 18. Jahrhunderts, genau im Jahr 1783, nämlich in der Vorgängereinrichtung der Duisburger Pädagogischen Hochschule, in der alten Universität Duisburg persönlich vorhanden, zumindest literarisch, wie es einem Literaturprofessor, vor allem aber auch einem Literaturdidaktiker geziemt.

Der eine oder andere von Ihnen dürfte wissen, dass einer der beiden Absolventen der alten Universität Duisburg, die später weit über Duisburg hinaus bekannt wurden sollten, *Carl Arnold Kortum* war, Arzt, Satiriker und Sonderling. Der andere war verblüffenderweise der eine Zeit lang weltberühmte, gleichzeitig aber berüchtigte Dramatiker *August Kotzebue*, den seine Familie in das ferne Landstädtchen verbannt hatte, das ihn vor weiteren Ausschweifungen schützen

sollte und hoffentlich auch – wenngleich nur in engen Grenzen – geschützt hat. Kortum aber ist bekanntlich der Autor der *Jobsiade*, eines in Knittelversen abgefassten komischen Epos, das später durch mehrere veränderte Auflagen gehen sollte und im gesamten deutschen Sprachraum bekannt wurde. Der Kandidat Jobs, ein reichlich verbummelter Student, der letztlich (in der ersten Auflage) als Nachtwächter endet, studiert in diesem Epos zwar in einer kleinen württembergischen Universität. Es ist aber ganz offensichtlich, dass Kortum hier die noch kleinere Universität Duisburg zugrunde legt, an der er selber Medizin studiert hat, übrigens bei einem damals weit über Duisburg hinaus bekannten Professor, nämlich *Johann Gottlob Leidenfrost* (1715-94).

In diesem komischen Epos tauche ich persönlich zweimal mit Namen auf, einmal sogar in der Schlüsselszene des Epos, nämlich in der Examensszene, in der der Kandidat des Pfarramtes Jobs biblische Personen und Gegenstände ständig mit Alkoholika aller Art, Trinkgefäßen und studentischen Bräuchen wechselt und folglich unter seinen Prüfern ein „allgemeines Schütteln des Kopfes“ bewirkt. Die Examensstrophe, in der ich auftrete, lautet folgendermaßen:

*Auch Herr Schrei, stark in der Rede,
Weder in Gesellschaften noch auf der Kanzel blöde
Lebte übrigens munter und frisch
Mit seiner Köchin exemplarisch.*

Was soll man dazu sagen, zumal ich mich an meinen frühen Auftritt nicht einmal mehr erinnern kann? Das mit der Kanzel stimmt sogar, bin ich doch (sozusagen nebenbei) ein Schmalstspur-Theologe, habe als solcher auch gelegentlich gepredigt, wenngleich vorzugsweise in England und Wales, in Deutschland fast nur in Schulgottesdiensten. Meine Gesellschaftsgängigkeit dagegen war nie besonders ausgeprägt und mit einer Köchin habe ich mich – jedenfalls in jenem Sinne, den Kortum hier offensichtlich unterstellt – nie befasst. Nun dürfte es dafür endgültig zu spät sein. In ziemlich exakt einem Monat werde ich 89 Jahre alt. Ich werde also wohl endgültig auf das exemplarische Köchin-Erlebnis verzichten müssen. Wie auch die Lehrerausbildung und ihre beiden Duisburger Ausbildungsstätten auf so manches haben verzichten müssen.

Literatur

Fey-Hauerwas, Jutta/Schallenberger, E. Horst (Hrsg.): *Hochschulreform konkret. Helmut Schrey zur Wissenschafts- und Bildungspolitik am Beispiel der Gesamthochschule Duisburg 1970-1980*. Festgabe für Helmut Schrey zum 60. Geburtstag, Duisburg 1980.

Rimbach, Gerhard: *Vom Reformmodell zur modernen Universität. 20 Jahre Gesamthochschule in Nordrhein-Westfalen*, Ministerium für Wissenschaft und Forschung, Düsseldorf 1992.

Schrey, Helmut: *Universitäten im Zangengriff eines unglaublich gewordenen Wirtschaftsliberalismus*, Duisburg 2009.